

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 4

Artikel: Der Spuk in der Junkerngasse 54
Autor: Pee, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Spuk in der Junkerngasse 54

NOVELLE VON PETER PEE

Es spukt an vielen Orten in der Stadt Bern — früher war's noch schlimmer —, aber so, wie es im Hause 54 in der Junkerngasse zugeht, das sei bereits nicht mehr schön.

Das wurde lachend erzählt, jeder machte sich lustig über alle anderen und spürte doch insgeheim den kalten Schauer über den Rücken streifen. Dann aß man weiter und trank noch eins und verabschiedete sich mit möglichst witzigen Worten: «Gut, daß du nicht in der Junkerngasse wohnst» und «Plötzlich sitzt so ein Gespenst heute nacht auf deinem Bett.»

Ich ging der Sache nach.

Die Junkerngasse ist die stille, kurze Gasse, welche beim Münster beginnt und die Fortsetzung der Kesslergasse bildet. Daß, nebenbei bemerkt, in der Kesslergasse ein Metzger spukt, welcher vor hundert Jahren einem Kalb die Haut vom lebendigen Leib zog, ist weniger interessant als die Beobachtung, daß das Kalb ebenfalls gespenstet. Patrizierhäuser stehen in der Junkerngasse, und viele Ärzte wohnen dort und kleine Händler und einfache Privatleuten. Zimmer sind zu vermieten oder ganze Etagen, Milchfuhrwerke und der Kehrichtwagen rasseln über das grobe Pflaster, und unter den niedrigen Lauben pulsiert eiliges Leben. Alles lebt, jedes Haus scheint zu atmen, jedes Fenster hat seinen Vorhang, alles ist schön und alt und freundlich und lebendig. Nur das Haus Nr. 54 ist tot.

Ein schmales Haus, zwei Fenster breite Front, drei Stockwerke hoch. Nicht sehr sauber, nicht auffallend schmützig — aber tot. Sämtliche Fensterläden sind geschlossen. Aufregenderweise sind sie nicht alle ganz geschlossen. Im ersten Stock sind die Läden im Fenster links nur aneinandergelehnt, und auch im zweiten Stock scheint einer der Läden nicht festgemacht zu sein. Selbst das gebogene Fenster über der hölzernen Türe ist nach innen geöffnet. Seltsam, sehr seltsam. Seit soundsoviel Jahren ist das Haus unbewohnt. Aber an der Türe wacht auf einem Emailschild das Auge der Securitas, und die Hausnummer ist hübsch in schwarz auf einem weißen Feld oben rechts angebracht. Beim Vorbeigehen unter den Lauben ahnt der Harmlose nichts. Nur von der Straße aus bemerkt er, daß das Haus gestorben ist.

Ich verschaffte mir Literatur.

In den «Gespenstergeschichten von Bern», von Hedwig Correvon gesammelt, ist das Haus Junkerngasse 54 nicht mit Namen aufgeführt. Aber zwei Geschichten treffen in verschiedenen Details auf das tote Haus zu. Nach einer Version ist das Wohnen dort unmöglich. «Des Nachts kommt es hervor, streicht durch die Räume, und wo es geht, da zieht ein kalter Hauch durch die Luft. Wenn jemand angstvoll im Bett aufsitzt, dann streicht es wie eine kalte Hand über ihn weg. Und durch das ganze Haus tönt ein leises Klagen.» Im Stall unten — jetzt sei dort eine unbenützte Garage — habe man einmal Pferde angebunden, müde, sanfte Tiere, die sich aber bald losgerissen haben und lange nicht mehr zu beruhigen waren. Es sei eine schwarze Frau, die herumgehe und geräuschos die Türen öffne. «Ein Bürger warf ihr einst ein Scheit Holz entgegen; da erstarrte ihm plötzlich der Arm, und er konnte ihn während Wochen nicht mehr gebrauchen.» Sicher weiß man nur, daß diese Frau die eheliche Treue gebrochen und von ihrem Banne noch nicht erlöst sei.

Nach einer anderen Version handelt es sich um ein «unfreundliches Fraueli, das kaum so groß ist wie ein neunjähriges Kind und ein Häubchen trägt, wie alte Frauen sie früher getragen haben». Das Fraueli sei nicht gerade boshaft, es zeige sich besonders Kindern gern und schreke mit Vorliebe die Schläfer. Gefährlich aber ist es, ihm den Weg zu vertreten. Dann beginnt der richtige Spuk. «Fauchend wie eine wilde Katze springt es ihm ins Gesicht, fährt ihm mit allen Fingern über die Wangen und pustet ihn an, daß ihm der Kopf geschwollen wird.» Toll, so was! Aus welchem Grunde das Gummi-Fraueli seine Ruhe nicht genießen darf, ist ungewiß. Ein Kindsmord behaupten die einen, Veruntreuungen die anderen. «Man hat es schon nießen hören, aber keiner noch hatte den Mut, ihm Gesundheit zu wünschen, womit der Bann von ihm gewichen wäre.»

Dann gibt es eine herrliche Schauergeschichte über das Haus Junkerngasse 54. Arthur Ritter schrieb sie in einem Erzählungsbuch, das 1865 herauskam. Sie trägt den Titel: «Das Licht im Korridor», und viele Leser müssen vor sechzig Jahren schlaflose Nächte verbracht haben nach der aufregenden Betrachtung des «Lichtes im Korridor». Obwohl Arthur Ritter ebenfalls keine genaue Adresse angibt, scheint es in Bern als sicher angenommen zu werden, daß dieses Licht im besagten Haus

erstrahlte. Der Untertitel kann schon weiße Haare machen: «Nach dem Tagebuch eines Verstorbenen», und die Geschichte handelt von einem Studenten, der ein Zimmer suchte im toten Haus, das damals noch bewohnt war, sich einquartierte, und geht dann über seitenlange, pulserhöhende Schilderungen des Hauses, des Moderduftes, der schmalen Treppen und der entsetzlich alten Vermieterin bis zur grauenhaften Nacht, in welcher das Licht im Korridor (damals gab's noch kein Elektrisch) erschien und er von einem weiblichen Gespenst — ich stoße in diesem geheimnisvollen Haus immer wieder auf Frauen! Seltsam! — aufgeschreckt wird, welches ihm eine etwas langfädige Litanei erzählt. Das eigene Leben von der Wiege bis zum Sarg, resp. zum Spuk-Dasein, dann das Wirken einer Schwester Margaretha, deren Schönheit geeignet war, das Blut durch die Adern fieberhaft fliegen zu machen und gleichzeitig (aufgepaßt, Leser!), gleichzeitig die Seele mit frommer Andacht zu erfüllen». Des weitern ist die gütige Mitwirkung der bösen Stiefmutter heftig ausgebeuldet, und schließlich endet alles mit Mord und Totschlag. Eine triste Affäre! Was soll ich damit anfangen?

Ich ging in die Junkerngasse.

Am Haus 54 ist keine Klingel, und auf mein energisches Klopfen, das ebenso hohl wiederhallt, wie wenn man auf Totenschädeln Xylophon spielen würde — bis jetzt wohl erst im Urwald gebräuchlich —, blieb alles geheimnisvoll still.

Dadurch ermutigt, betrat ich das Haus Nr. 52. Ich hatte auf einen Zettel, den ich lose in der Tasche trug, geschrieben: Junkerngasse 54, Bern. Mit diesem Papier wollte ich die Nachbarschaft abfragen, mich eifrig mit vertrauenerweckender Stimme nach einer Frau Hunziker erkundigen, die mir vor ca. einem halben Jahr ihre Adresse aufgeschrieben habe. Damit hoffte ich, ohne direkte Fragen, welche die Befragten eventuell unangenehm berühren würden, stellen zu müssen. Augenzeugenberichte en masse einheimen zu können.

Das Resultat — es liegt auf einem Kuvert hingekritzelt neben mir und kann auf Wunsch von Interessenten jederzeit eingesehen werden — ist folgendes:

Haus Junkerngasse 52.
1. Etage: Die mir öffnende Frau, mit blauem Hut, kennt keine Frau Hunziker, weiß nicht, wer oder ob jemand im 54 wohnt und sei selbst erst vor ca. 14 Tagen zugezogen.

2. Etage: Ältere Dame, sehr freundlich, weiß freilich nichts von einer Frau Hunziker, behauptet aber, das Haus sei wahrscheinlich schon ziemlich lange leer und sei eine Servitut eines kürzlich verstorbenen Berner Aristokraten. Auf meine Frage, was denn eine Servitut sei, riet sie mir, im Nebenhaus, im Nr. 50 im Parterre,

zu fragen. Dort wisse man besser Bescheid. Auch werde man dort bestimmt Frau Hunziker kennen.

Haus Junkerngasse 50.

Ich begann oben, um weniger aufzufallen.

2. Etage: Angeschrieben: «Forstinspektor.» Der Herr war nicht zu Hause und niemand öffnete auf mein anhaltendes Geläute.

1. Etage: Angeschrieben: «Musiklehrerin.» Sie schien ebenfalls ausgegangen zu sein. Seltsam!

Parterre: Eine rundliche, ältere Frau kommt eilfertig heraus. Sie wickelt ein feuchtes Tuch um den rechten Daumen. Leider habe sie keine Ahnung, wer Frau Hunziker sei, und sie könne das eigentlich gar nicht verstehen, denn sie kenne wirklich alle Leute in der Straße. Im 54? Nein, da habe bestimmt nie jemand gewohnt. Warum? Ach — sie lacht spitzbübisch — man sage allerhand. Es sei ja wahrscheinlich nicht wahr. Also Frau Hunziker — sie will vom Thema abschweifen, ich ahne Großes und erkundige mich weiter. Nun, wenn ich es denn wissen wolle, man glaube, es gespenste (im Flüsterton gesagt) dort. Sie wisse nichts Bestimmtes, aber es sitze eine kleine, alte Frau auf dem Rost, und es sei wohl besser, ihr nicht zu begegnen. Auf meine Scherzfrage, ob vielleicht diese alte Frau die gesuchte Frau Hunziker sei, geht sie nicht ein. Um sie zufriedenzustellen, erkundigte ich mich nach der Handverletzung. Ein Umlauf. Sie habe jetzt Chälischrut drauf getan, das nütze doch. Wie eigentlich Frau Hunziker aussehe? Frau Hunziker? Ach, recht hübsche, alte Dame, mit schneeweißen Haaren, geht immer mit einem Schirm und einem komischen dunkelgrauen Hund. — Sie kennt weder Frau Hunziker noch ihren Hund und verschwindet schließlich kopfschüttelnd.

Auf der andern Seite des toten Hauses:

Haus Junkerngasse 56.

2. Etage: Unbewohnt.

1. Etage: Ein runde Welsche, spricht zwischen Tür und Angel und hat ebenfalls nie etwas von einer Madame Dupierre (angesichts der auf diesem Stock herrschenden französischen Sprache taufte ich Frau Hunziker kurz entschlossen um) gehört. Im Nebenhaus wohnt niemand. Jawohl, niemand habe je dort gewohnt. Und plötzlich, sehr spitzig, gehässig und zischend: «Jamais, Monsieur, je vous dire: jamais!» Türe zu. Aus.

Parterre: Gehört zum Laden eines Matratzenmachers, der im 58 wohnt. Der Mann, ein guterhaltener Fünfziger, ruhig, mit Brille und gelichteten Haaren, steht freundlich auf.

Ich erkundigte mich nicht nach Frau Hunziker, sondern sage gerade, aus welchem Grunde ich komme.

Er lacht erheitert, wischt sich den Mund mit dem Handrücken und erzählt:

Seit er sich erinnere, rede man vom Gespensterhaus Junkerngasse 54. Man glaube, Stöhnen und Jammern, Türen aufgehen und zuschlagen, Geschrei und Kettengeklirr zu hören, der Basler Klopfgeist sei direkt ein toter Fisch daggern. Man erzähle sich auch, daß beispielsweise die sich immer von selbst wieder öffnenden Läden richtig vernagelt wurden und am nächsten Morgen doch wieder offenstanden. Und wie oft kommen nachts, um die «Gespensterstunde», Spaziergänger, Pärchen, Studenten und so weiter, stehen auf der anderen Straßenseite still und beobachten ängstlich das Haus.

Er selbst sei schon unzählige Male in dem verrufenen Haus gewesen und zwar bei Tag und bei Nacht. Es sei ihm nicht das geringste aufgefallen. Freilich, es sei eine alte Hütte, und der Besitzer habe sie nicht vermietet, weil er die Instandstellungskosten, die eine beträchtliche Höhe erreichte hätten, sparen wollte.

Einmal hat er wirklich Lärm gehört. Da sei die Polizei geholt worden, welche eine Diebsbande, die sich dort einigermaßen häuslich eingerichtet hatte, nachdem sie über die Dächer geklettert war und so einsteigen konnte, dingfest nehmen konnte.

Sonst sei mit dem Haus Junkerngasse 54 nichts los, und er müsse jetzt wirklich weiterarbeiten.

Ich dankte ihm und ging.

Kurz vor Mitternacht stand ich wieder vor dem Haus.

Zwischen den Lauben auf der anderen Seite lugten ein Bursche und seine sich an ihn klammernde Freundin mit großen, erschreckten Augen an die geschlossenen Läden von Nr. 54. Trotz der erhaltenen beruhigenden Information glaube ich zu bemerken, daß sich der angelehnte Laden vom Fenster links in der ersten Etage bewegte. Ich blickte scharf hin und war beinahe überzeugt. Vielleicht habe ich mich auch getäuscht.

Auf dem Heimweg stellte ich mir nur die eine Frage: Warum soll es eigentlich nicht spuken im Haus Junkerngasse 54?



Die Kirchenglocken von Eshove im Zululand.

Nicht überall auf der Erde, wo religiöse Kulthandlungen vorgenommen und dazu Kirchenglocken benötigt werden, gibt es so schöne klangreiche Geläute wie bei uns. Auf einigen südafrikanischen Missionsstationen besteht das Geläute statt aus Glocken aus einer Anzahl Stahlstücken, mittels deren Klang die Gläubigen zum Gottesdienst zusammengerufen werden.